

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Die Dichter der Befreiungskriege

Arnold, Friedrich

Prenzlau, 1908

A. Kulturgeschichtliche Grundlage.

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-7221

A. Kulturgeschichtliche Grundlage.

I. Der Zusammenbruch des preussischen Staates.

Der Unglückstag von Jena und Auerstedt, der 14. Oktober des Jahres 1806, war von der erschütterndsten Wirkung und von den weitgehendsten Folgen für das deutsche Volksleben. Hatte man vorher die Kräfte des Staates überschätzt, so folgte nun eine Mutlosigkeit, die nichts mehr von der Zukunft erwartete. Der Prediger Schleiermacher kennzeichnet die Stimmung trefflich mit den folgenden Worten: „Es bemächtigte sich der Gemüther die trostlose Vorstellung, die lebendige geistige Kraft des Volkes sei ganz erschöpft und die Stunde des völligen Unterganges da. Viele sannten nur noch, wie man sich am bequemsten dem fremden Joch fügen könne.“ —

Selbst starke Geister zweifelten an Preußens Wiedererhebung aus dem furchtbaren Zusammenbruche. Archenholz, der glühende Patriot, der im jugendlichen Alter den siebenjährigen Krieg als Kämpfer durchlebt und dann beschrieben hat, ließ am 15. November 1806 in dem historisch-politischen Journal „Minerva“ voller Hoffnungslosigkeit „Betrachtungen eines Deutschen am Grabe der preussischen Monarchie“ erscheinen. Er sagt darin: „Vom Oktober 1806 existiert die so lange hochgeachtete, in einem aufgeklärten Zeitalter bewunderte, durch einen großen Mann verherrlichte preussische Monarchie nur noch in der Geschichte als historisches Phänomen.* (Ein einziger Krieg, der höchst übereilt und unbesonnen angefangen wurde, bei dem man auf eine unbegreifliche Weise nichts, garnichts berechnet, ja die gemeinsten Vorkehrungen unterlassen hatte, wo die größte Unordnung bei allen Zweigen des Kriegswesens präsiidierte und wo man auf eine entfernte kriegerische Hilfe baute, war zum gänzlichen Untergang einer großen militärischen Monarchie hinreichend. Was sage ich? Ein Krieg? Nein, kein Krieg! Die Welt sah bloß einige Kriegsszenen, die in dem kurzen Lauf eines einzigen Monats vorfielen. So sah man nicht das Sinken eines Staates, nicht dessen Auflösung. Nein! Auf so gewöhnliche Dinge war man hier nicht beschränkt. Die preussische Monarchie verschwand auf einmal von der Erde wie ein Schattenbild, und mit ihr die von den germanischen Eichenhainen an bis jetzt durch alle Jahrhunderte behauptete deutsche Unabhängigkeit, mit ihr der

* Phänomen (gr. phainómenon) Erscheinung, eine Seltsamkeit, ein Wunder.

Nationalruhm der Deutschen, das Muster einer weisen Gesetzgebung, ein Staat, dem selbst entfernte Nationen die Toleranz, die Abschaffung der Folter, viele vortreffliche, aus der menschlichen Natur geschöpfte Gesetze und eine vernünftige Geistesfreiheit danken. Mit der preussischen Monarchie verschwand ferner das Bollwerk der protestantischen Religion und der nicht durch Gold, sondern durch sich selbst wie durch eine heilige Flamme genährte Herd der deutschen Aufklärung, der Mittelpunkt der Wissenschaften und Künste in Germanien.

Die Götter verhüten, daß man zu diesem tiefbeugenden Trauerverzeichnis nicht noch etwas fügen möge, was von dem Schicksal einer unterjochten Nation fast immer unzertrennlich war, das schrecklichste, das dauerndste und beklagenswerteste Unglück von allen: den Untergang der so trefflich ausgebildeten deutschen Sprache."

Um unser Volk nicht gänzlich untergehen zu lassen, sondern es wieder aus dieser tiefen Erniedrigung zu erheben, bedurfte es einer vollständigen Erneuerung des Volksgeistes, die sich unter der Mitwirkung der Philosophen, der Dichter, der Pädagogen und der Geistlichen vollzog.

II. Die Wiedergeburt des deutschen Volksgeistes.

1. Die Erweckung des religiösen Sinnes.

Schon während der Regierungszeit Friedrichs des Großen war der religiöse Sinn mehr und mehr im deutschen Volke geschwunden. Von Frankreich aus hatte sich der Geist der Aufklärung verbreitet, und immer größer wurde die Zahl der Anhänger der Vernunftreligion. Namentlich die höheren Stände wandten sich ihr zu. Nur die sittlichen Wahrheiten wollte man aus dem Christentum anerkennen. Der Glaube sollte sich durch Werke der Menschenliebe betätigen. „Andächtig schwärmen ist viel leichter, als gut handeln“, sagte man mit Nathan. Einige glaubten überhaupt nichts; sie hielten es für geistreich, über die Geheimnisse der Religion zu spotten. Da kam die Not über das deutsche Volk, und unter den furchtbaren Schicksalsschlägen erkannten viele ihre eigene Ohnmacht und wandten sich wieder im Gebet zu Gott. Schleiermacher versammelte allsonntäglich eine große Gemeinde von Andächtigen in der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin, und es gelang ihm, durch seine Predigten wieder die Gebildeten der Hauptstadt für das kirchliche Leben zu gewinnen. Der neue Geist war bald zu spüren; man fing wieder an, schlichte Frömmigkeit und Ehrbarkeit zu schätzen.

Schleiermacher gehörte auch zu den wenigen, die nicht den Glauben an die Zukunft ihres Volkes verloren hatten. Mit prophetischem Blick schließt er eine seiner Reden: „Deutschland ist immer noch da, und seine unsichtbare Kraft ist ungeschwächt, und zu seinem Beruf (ein Hort des Protestantismus zu sein) wird es sich wieder einstellen mit nicht geahnter Gewalt, würdig seiner alten Helden und seiner viel-

gepriesenen Stammeskraft; denn es war vorzüglich bestimmt, diese Erscheinung zu entwickeln, und es wird mit Riesenkraft wieder aufstehn, um sie zu behaupten.“

2. Die Hebung des sittlichen Lebens.

In Bezug auf die sittliche Lebensauffassung war seit der Mitte des 18. Jahrhunderts ein tiefer Niedergang zu spüren. Selbstsucht und Genußsucht hatten den Gemein Sinn und das Pflichtgefühl verdrängt, obgleich Friedrich der Große selbst seinem Volke ein Beispiel strengster Pflichterfüllung gegeben hatte. Er war als Kronprinz auch dem Lebensgenuß nicht abhold gewesen. Nach seiner Thronbesteigung aber wurde er hart gegen sich. Er wollte der erste Diener des Staates sein und in treuer Pflichterfüllung seines schweren Amtes walten. Er rief aus:

„Adieu les vers et les concerts,
Tous les plaisirs, Voltaire même,
Mon devoir est mon dieu suprême.“

Bis zu seinem letzten Atemzuge betrachtete er die Pflicht als seinen höchsten Gott. „Es ist nicht nötig,“ sagte er, „daß ich lebe, wohl aber, daß ich arbeite, so lange ich lebe.“ In seinen letzten Lebensjahren wandte er sich immer mehr von den Freuden des Daseins ab und lebte nur seiner Pflicht. Friedrichs Auffassung von seiner Regentspflicht fand die größte Wertschätzung durch den Philosophen Immanuel Kant in Königsberg (1724—1804). Zwei Jahre nach dem Tode des großen Königs äußerte sich Kant über die Heiligkeit und die Unabwendbarkeit der Pflichterfüllung: „Pflicht! du erhabener, großer Name, der du nichts Beliebtes in dir fassst, sondern Unterwerfung verlangst.“ Vor dem Gesetz der Pflichterfüllung müssen alle Neigungen verstummen. „Die Ehrwürdigkeit der Pflicht hat nichts mit Lebensgenuß zu schaffen.“ — Diese Worte richteten sich wie Keulenschläge gegen ein Geschlecht, das wohl empfindsam von Tugend und Pflicht schwärmte, darüber aber das Handeln vergaß und einem entnervenden Genußleben frönte. Kategorisch fordert Kant: „Du sollst, — weil du sollst!“ Jeder soll seine Pflicht tun, selbst wenn er Schaden davon hat; das Lebensglück des Einzelnen kommt hierbei garnicht in Betracht. Dies war eine Lehre, die so recht geeignet war, unbeugsame und opferwillige Kämpfer für den Freiheitskrieg zu schaffen.

Jeder sollte sich auch als Glied eines Gemeinwesens betrachten und seine Handlungsweise danach einrichten. „Handle so, daß es um das Ganze wohl stünde, wenn alle so handelten wie du.“

Eine der wertvollsten Forderungen des großen Philosophen ist die folgende: „Handle so, daß die Maxime deines Handelns allgemeines Gesetz werden könnte.“ Diese Forderung schließt das ganze Sittengesetz in sich, von dessen Erfüllung niemand befreit ist. Ganz besonders wird den Regenten hierdurch ein Mahnwort von der größten Tragweite zugerufen.

Die Sittengesetze sind so unumstößlich, wie die Naturgesetze. „Zwei Dinge“, sagt Kant, „erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: Der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir.“

Langsam brachen sich die großen Gedanken Kants Bahn. Die Dichter trugen sie im Lauf der Jahre ins deutsche Volk. Schiller schuf in seinen Dichtungen Gestalten, in denen die kategorischen Imperative der Pflichterfüllung und der Aufopferung verkörpert sind. Sein Einfluß war ganz besonders groß auf die heranwachsende Jugend. Von ihr wurde ja auch die Befreiung des Vaterlandes und die Erneuerung des Volkslebens erwartet. Fichte setzte sogar einzig seine Hoffnung auf die Jugend. „Dies in Selbstsucht verkommene alte Geschlecht müsse erst verschwinden bis auf den letzten Mann, ehe die Zeit der Freiheit und der Klarheit der Deutschen tagen könne.“

Auf eine gründliche Umgestaltung der Jugendbildung richteten sich vor allem die Gedanken der Vaterlandsfreunde.

3. Die Umgestaltung der Jugendbildung.

Die Anregungen für eine bessere Jugendbildung, die von Frankreich in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ausgegangen waren, kamen in Deutschland zunächst nur den höheren Ständen zu gute. Die Volksbildung lag trotz der Bemühungen der preussischen Könige noch arg danieder. Es fehlte an geeigneten Lehrkräften; denn die meisten Schulstellen waren von ungebildeten Handwerkern und entlassenen Soldaten besetzt. Der Untergang des Vaterlandes zeigte die Notwendigkeit einer besseren Jugendbildung, um ein Geschlecht zu erziehen, das Gut und Blut für das Vaterland opfern, seine Kräfte für die Förderung des Wohles der Mitbürger einsetzen würde. Der König trat selbst für das Erziehungswerk ein: „Zwar haben wir an Flächenraum verloren, zwar ist der Staat an äußerer Macht und an äußerem Glanze gesunken; aber wir wollen und müssen sorgen, daß wir an innerer Macht und an innerem Glanze gewinnen. Und deshalb ist es mein ernstester Wille, daß dem Volksunterrichte die größte Aufmerksamkeit gewidmet werde.“

Fichte forderte in seinen Reden an die deutsche Nation, die er im Winter 1807/8 in Berlin hielt, eine Erziehung, die bis zur Wurzel der wirklichen Lebensregung durchdringe und allen Deutschen als Nationalerziehung zuteil werde. Sittlich-religiös sollte die Bildung sein, aber auch durchaus deutsch. „Charakter haben und deutsch sein“, sagte er, „ist ohne Zweifel gleichbedeutend.“ Der Jugend sollte Gemeinsinn und Vaterlandsliebe ins Herz gepflanzt werden. Dem Ernst der Zeit angemessen, verlangte Fichte: „Die Jugend soll nicht lachen und scherzen; sie soll ernsthaft und erhaben sein.“

Der körperlichen Ausbildung schenkte man mehr Aufmerksamkeit als bisher. Die Philanthropen haben das Verdienst, auf die Wichtigkeit

der Leibesübungen hingewiesen zu haben. Im Philanthropin zu Schnepfenthal wurde durch Guts-Muths ein regelmäßiges Schulturnen eingerichtet. Volkstümlich ist das Turnen erst durch Jahn geworden. Er hob auch die sittliche Bedeutung des Turnens hervor: „Die Turnkunst soll die verloren gegangene Gleichmäßigkeit der menschlichen Bildung wieder herstellen, der bloß einseitigen Vergeistigung die wahre Leibhaftigkeit zuordnen, der Überfeinerung in der wiedergewonnenen Männlichkeit das notwendige Gegengewicht geben und im jugendlichen Zusammenleben den ganzen Menschen erfassen und ergreifen.“ Im Jahre 1811 errichtete Jahn den ersten Turnplatz in der Hasenheide bei Berlin, zu dem bald die Jugend mit Begeisterung eilte. Durch Turnfahrten suchte er die Jünglinge wetterfest zu machen und sie an Mäßigkeit zu gewöhnen; denn nur Milch oder Wasser und trockenes Brot wurden bei den Mahlzeiten verabreicht. Er wollte eine kraftvolle Jugend heranbilden, voller Keuschheit und von starker Männlichkeit. Er entwarf seinen Schülern in Stabreimen das Bild eines echten Turners. Dieser sollte sein:

„Tugendsam und tüchtig,
keusch und kühn,
rein und ringfertig,
wahrhaft und wehrhaft.“

Auch die Vaterlandsliebe erweckte Jahn durch begeisternde Ansprachen auf dem Turnplätze.

Für die Volksbildung gab die Pädagogik Pestalozzis den richtigen Weg an. Fichte hatte ihn als den geeigneten Mann bezeichnet, der die Fähigkeit besitze, die angeborenen Anlagen im Menschen zu Kräften zu entwickeln. Die preussische Regierung schickte begabte junge Männer zu Pestalozzi, damit sie Einsicht in seine Lehre und Begeisterung für den Erzieherberuf an der Quelle schöpften. Überall regte es sich im deutschen Lande. Die neugegründete Universität zu Berlin wurde der Mittelpunkt des wissenschaftlichen Lebens der Hauptstadt. Bald brach für ganz Deutschland ein Geistesfrühling an, der die schönsten Blüten trieb und eine reiche Ernte versprach.

4. Erweckung des Volksbewußtseins und der Vaterlandsliebe.

Deutschland wurde durch seine Lage schon früh fremden Kultur- einflüssen zugänglich. Die Politik der deutschen Kaiser schuf so viele Beziehungen zu den romanischen Nationen, daß die Folgen für unser Volksleben nicht ausblieben. Die Italiener und die Franzosen wurden die Lehrmeister der Deutschen. Sie waren im Besitz einer alten Kultur, die sie nur zu erhalten hatten, während die Deutschen sich aus dem Zustand eines einfachen Naturvolkes emporringen mußten. Mit Bewunderung sahen sie deshalb zu den Romanen empor, und es trat eine Überschätzung der fremden Kultur ein, unter der die Selbständigkeit der Nationalentwicklung schwer litt. Die Deutschen wurden „das weltbürgerlichste der Völker.“ Vom 13. Jahrhundert an vollzog sich

die Auflösung Deutschlands in viele Kleinstaaten. Einige von ihnen kamen in Abhängigkeit von den Nachbarländern; sie vergaßen darüber vielfach ihre Nationalität und rühmten sich sogar ihrer Abhängigkeit vom Auslande. Die Staaten des deutschen Reiches verloren immer mehr die innern Beziehungen zu einander; die einzelnen Ländchen gingen ihren Sonderinteressen nach. Daher kam es, daß die Deutschen aufhörten, sich als Nation zu fühlen. Die Liebe eines Menschen ist stets mit Wertschätzung verbunden. Das Deutschland des 18. Jahrhunderts konnte nicht Anspruch auf Achtung machen; es war dem Spott aller verfallen. Man wurde stolz darauf, kein Vaterland zu haben. Lessing schrieb an Gleim: „Das Lob eines eifrigen Patrioten ist nach meiner Denkungsart das allerlezte, wonach ich geizen würde, des Patrioten nämlich, der mich vergessen lehrte, daß ich Weltbürger sein sollte.“ Lessings Anschauung teilten viele seiner Zeitgenossen. Zwar zeigten die Taten Friedrichs des Großen die deutsche Volkskraft in ungeminderter Fülle; doch wurde man dadurch noch nicht wieder deutsch, sondern nur „fritzisch“ gesinnt. Erst allmählich vollzog sich ein Wandel. Zuerst erwachte in Norddeutschland das Volksbewußtsein und eroberte sich dann im Laufe der Jahre auch Süddeutschland. Die Schlacht bei Roßbach wurde schon von allen Deutschen mit Jubel begrüßt; alle fühlten, daß eine alte Ehrenschild des deutschen Volkes damit abgetragen wurde. Lessing bereitete den Franzosen bald auch ein geistiges Roßbach. Er befreite die deutsche Literatur von der Herrschaft der Franzosen und wies seinem Volke die Wege zu einer selbständigen Geistesentwicklung. In dem Drama: „Minna von Barnhelm“ hat er ein Musterlustspiel geschaffen, das nach Stoff und Inhalt urdeutsch ist. Deutsche Ehrenhaftigkeit und Ritterlichkeit feiern darin einen Triumph über französische Unredlichkeit. Die Titelheldin weigert sich, in Deutschland französisch zu sprechen. Die Verbindung der Sächsin mit dem Preußen schlägt die Brücke zwischen zwei deutschen Volksstämmen, die sich soeben noch bekriegt hatten. Lessing hat also trotz seines kosmopolitischen Standpunktes sich hervorragende Verdienste um die Belebung des deutschen Volksbewußtseins erworben. Sein Zeitgenosse Klopstock vertritt begeistert und kraftvoll den nationalen Standpunkt. In mehreren seiner Oden besingt er des Vaterlandes Wert und Größe. Die deutsche Muse läßt er den Wettkampf mit der britischen bestehen. Mit Selbstbewußtsein hebt er hervor, daß Deutschland nicht nötig habe, von andern Staaten seine Geisteserschätze zu entlehnen. Das deutsche Mädchen läßt er ein Bekenntnis seiner Vaterlandsliebe ablegen:

„Ich bin ein deutsches Mädchen!

Erköre mir kein ander Land

Zum Vaterland,

Wär' mir auch frei die große Wahl!“

Die deutschen Helden Armin und Heinrich der Vogler werden von ihm gefeiert, des deutschen Landes Gaben werden von ihm besungen. Der Rheinwein ist ihm ein Abbild des deutschen Geistes. Er ist

„glühend, nicht aufflammend, taumellos, stark und von leichtem Schaume leer!“ Die Jünger Klopstocks stellten das vaterländische Element in den Mittelpunkt ihrer Bestrebungen. Matthias Claudius stimmt des Vaterlandes Hochgesang an; Friedrich Leopold von Stolberg besingt den Harz, das alte Cheruskerland, in dem Männer mit nervigem Arm wohnen und eine Jugend lebt, die teutonische Keuschheit ziert.

In schroffem Gegensatz zu der vaterländischen Gesinnung Klopstocks und seiner Anhänger steht Goethes Äußerung: „Der Freiheits-sinn und die Vaterlandsliebe, die man aus den Alten zu schöpfen meint, wird in den meisten Leuten zur Frage. Was dort aus dem ganzen Zustande hervorging, wird bei uns eine ungeschickte Nachahmung. Unser Leben führt uns nicht zur Absonderung und Trennung von andern Völkern, vielmehr zu dem größten Verkehr; der ganze Gang unserer Kultur und der christlichen Religion selbst führt uns dazu.“

Goethes Äußerung erklärt sich aus seiner Weltanschauung. Wie er die Natur als einen großen Organismus ansieht, von dem die einzelnen Körper nur notwendige Bestandteile ausmachen, so erscheint ihm auch die Menschheit als ein Ganzes, und in den verschiedenen Völkern sieht er die mannigfachen Seiten der menschlichen Natur verkörpert. Die historische Entwicklung ist ihm deshalb ein Abbild des Lebensvorganges überhaupt.

Von diesem Standpunkte aus konnte er auch die Franzosen nicht als Feinde ansehen. Er rechtfertigte seinen politischen Standpunkt Eckermann gegenüber: „Wie hätte ich Lieder des Hasses schreiben können ohne Haß! Und ich haßte die Franzosen nicht, wiewohl ich Gott dankte, als wir sie los waren. Wie hätte auch ich, dem nur Kultur und Barbarei Dinge von Bedeutung sind, eine Nation hassen können, die zu den kultiviertesten der Erde gehört, und der ich einen so großen Teil meiner eigenen Bildung verdankte. Den Nationalhaß werden Sie auf den untersten Stufen der Kultur immer am stärksten und heftigsten finden. Es gibt aber eine Stufe, wo er ganz verschwindet. Diese war meiner Natur gemäß, und ich hatte mich darin lange befestigt, ehe ich mein sechzigstes Jahr erreicht hatte.“ Napoleon erschien ihm als der große Mann, der gewaltig das kleinliche Zeitgetriebe überragte; in ihm sah er große Gaben der Menschheit verkörpert. Nach der denkwürdigen Begegnung mit Napoleon äußerte Goethe: „Es war der Mühe wert, ihn zu sehen. Er war etwas, und man sah ihm an, daß er es war.“ Napoleon seinerseits faßte den Eindruck, den er von Goethe gewonnen hatte, kurz in die Worte zusammen: „Voilà un homme.“ Auch später, als Goethe Napoleons wahre Natur erkannt hatte, konnte er doch nicht die Ausbrüche eines leidenschaftlichen Hasses gegen ihn billigen:

„Ich kann mich nicht bereden lassen,
Macht mir den Teufel nur nicht klein!
Ein Kerl, den alle Menschen hassen,
Der muß was sein!“

Der Freiheitsbegeisterung gegenüber verhielt Goethe sich kühl. Er hatte kein rechtes Vertrauen, daß es gelingen werde, das Joch zu brechen. „Ja, schüttelt nur an euren Ketten“, rief er aus, „der Mann ist euch zu groß. Ihr werdet sie nicht zerbrechen!“ Später suchte Goethe sich Eckermann gegenüber für sein damaliges Verhalten zu rechtfertigen: „Hätte jenes Ereignis mich als einen zwanzigjährigen getroffen, so wäre ich sicher nicht der letzte geblieben; allein es fand mich als einen, der bereits über die ersten sechzig hinaus war. Auch können wir dem Vaterlande nicht auf gleiche Weise dienen, sondern jeder tut sein Bestes, je nachdem Gott es ihm gegeben. Kriegslieder schreiben und im Zimmer sitzen! Das wäre meine Art gewesen! Aus dem Bivak heraus, wo man nachts die Pferde der feindlichen Vorposten wiehern hört: Da hätte ich es mir gefallen lassen. Aber das war nicht mein Leben und meine Sache, sondern die von Theodor Körner.“

Wir bedauern vom nationalen Standpunkt aus, daß Deutschlands größter Dichter nicht mehr Teilnahme für eine Bewegung hatte, die unser Volksleben bis ins innerste Mark erschütterte; denn sein Beitrag zur Verherrlichung des Freiheitskrieges, „des Epimenides Erwachen“, erschien schon den Zeitgenossen als eine zu karge Gabe seines Genius. Und doch hat Goethe sich das größte Verdienst um die Stärkung des deutschen Volksbewußtseins erworben. Er hat tief in der Seele seines Volkes gelesen; ganz besonders hat kein Dichter vor ihm das Wesen der deutschen Frau so richtig erkannt und zu schildern vermocht. Die erste bedeutende Dichtung des jugendlichen Goethe, der Götz von Berlichingen, verherrlicht einen Ritter von echt deutscher Tapferkeit, Biederkeit und Treue. Die letzte Dichtung des Greises, der Faust, ist eine wunderbare Zusammenfassung des deutschen Geistesstrebens und der deutschen Gefühlswelt. Dazwischen liegt eine Fülle köstlicher Gaben, von denen besonders „Hermann und Dorothea“ zu nennen ist. In diesem Epos wird dem deutschen Volke sein Bürgerleben mit aller Tüchtigkeit vorgeführt. Ein deutsches Gepräge gab Goethe selbst fremden Stoffen. Der griechischen Jungfrau Iphigenie hauchte er eine deutsche Seele ein, und die beiden Leonoren sowohl, als auch Märchen sind echt deutsche Frauengestalten.

„Wie deutsch der alte Goethe war,
Das werden die Deutschen erfahren,
Wenn sie erst Deutsche geworden sind
Nach einigen hundert Jahren.“

(Bauernfeld.)

In Schiller wurde dem deutschen Volke ein Dichter geschenkt, der durch seinen gewaltigen Seelenschwung und durch seine hinreißende Beredsamkeit die Herzen im Sturm eroberte. Er wußte, daß in der Poesie eine geheimnisvolle Kraft verborgen ist, die in den Menschenherzen „der dunklen Gefühle Gewalt“ zu erwecken vermag.

„Die Poesie“, sagt er, „kann dem Menschen werden, was dem Helden die Liebe ist. Sie kann ihm weder raten, noch mit ihm schlagen, noch sonst eine Arbeit für ihn tun; aber zum Helden kann sie ihn erziehen, zu Taten kann sie ihn rufen und zu allem, was sein soll, ihn mit Stärke ausrüsten.“ Seine Poesie erzog tatsächlich das deutsche Volk zu Helden und rief es zu Taten. Er ahnte freilich nur, daß einst der Tag kommen würde, wo „des rauhen Krieges Horden“ auch Deutschland verwüsteten.

Die wunderbaren Ereignisse am Ausgange des 18. Jahrhunderts, die fast „die Wirklichkeit zur Dichtung“ werden ließen, begeisterten auch ihn zu immer größerem Schaffen. Er schenkte dem deutschen Volke 1799 sein reifstes Drama, den Wallenstein. Mit Meisterschaft schildert er darin „des Glückes abenteuerlichen Sohn, den Abgott des Heeres“, den sein Geschick zur Höhe führte, um ihn dann erbarmungslos zu zermalmen. War nicht Napoleon auch ein abenteuerlicher Sohn des Glückes? Konnte ihn nicht auch sein Verhängnis ereilen? In der Zeit der Knechtschaft hoffte man es, und Schillers Worte erschienen wie ein prophetischer Hinweis auf eine bessere Zeit. Das Reiterlied aus Wallensteins Lager wurde das Lieblingslied der deutschen Krieger. Aus der Geschichte des Erbfeindes entnahm Schiller den Stoff zu dem Drama: „Die Jungfrau von Orleans.“ Vaterlandsliebe und heilige Begeisterung machen ein einfaches Hirtenmädchen zu einer Heldin, die ihr Vaterland vom Feinde befreit. — In dem letzten Drama, dem Wilhelm Tell, hinterließ Schiller seinem Volke ein teures Vermächtnis, dessen Wert erst so recht in den Jahren der Bedrückung erkannt wurde. „Unbilliges erträgt kein edles Herz“, sagten später viele. In dem Vaterlande sind die starken Wurzeln der Kraft jedes Volkes. Tyrannenmacht hat eine Grenze und kann gebrochen werden, wenn ein Volk einig ist. Mahnend klangen diese Worte an das Ohr der Deutschen. Alle legten das Gelübde ab:

„Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen und Gefahr.
Wir wollen frei sein, wie die Väter waren,
Eher den Tod, als in der Knechtschaft leben.“

Wilhelm Tell erschien allen als ein nationaler Held, und in der Befreiung der Schweiz sah man ein Vorbild für die eigene Befreiung. — In dem „Liede von der Glocke“ gibt Schiller ein Bild deutscher Tüchtigkeit und deutschen Familienglückes; er schildert den Segen der Ordnung und führt die Schrecken der Zerstörung vor. „Der Trieb zum Vaterlande“ wird darin als „das teuerste der Bande“ bezeichnet. Mit einem Segenswunsche für den Frieden seines Landes schließt die herrliche Dichtung.

Schiller hatte das Glück, die Zerstörung Deutschlands nicht mehr zu erleben. Seine Werke aber wirkten fort und erweckten kriegerische Begeisterung und Opferfreudigkeit.

Unter den Dichtern jener sturmbewegten Zeit haben sich ganz besonders die Romantiker um die Förderung des Deutschtums verdient gemacht. Sie lenkten den Blick auf die deutsche Vergangenheit und erschlossen den geistigen Reichthum des Mittelalters. „Aus tiefen Grüften“ stiegen die alten Heldenlieder empor, und die Taten Siegfrieds und Hagens lebten wieder in den Volksherzen auf. Der reiche Born des deutschen Volksliedes wurde erschlossen und dadurch das Lieblingswerk Herders gefördert. Der Sinn für die Sprache der Väter wurde erweckt und eine neue Wissenschaft, die Germanistik, begründet. Die Brüder Grimm waren unermüdlich tätig, dem deutschen Volke seinen Sprachschatz zu erschließen und wert zu machen. Das war eine patriotische Tat; denn ein Volk, das seine Muttersprache mißachtet, ist für den Untergang reif. Die trauten Sagen und die schlichten Märchen wurden durch die Brüder Grimm ein Schatz der deutschen Familie und ein Gemeingut des Volkes. Auch für die gotische Baukunst wurde durch die Romantiker das Interesse erweckt. Mit Bewunderung hatte schon der junge Goethe zum Straßburger Münster emporgesehen und für die Gotik zu begeistern versucht; doch erst die Romantiker haben weitere Kreise für die Erneuerung dieser Baukunst gewonnen. Sie waren unermüdlich tätig, den Weiterbau des Kölner Domes und den Ausbau der Marienburg zu betreiben.

Unter den Romantikern ist Heinrich von Kleist der bedeutendste; bei ihm war das Vaterlandsgefühl auch am kräftigsten entwickelt. In dem „Katechismus der Deutschen“ legt er überzeugend dar, daß die Liebe zum Vaterlande einen ebenso geheimnisvollen Ursprung hat, wie die Liebe zur Familie. Wir lieben das Vaterland um seiner selbst willen. Auf die Frage des Vaters: „Warum liebst du dein Vaterland?“ antwortet der Sohn: „Weil es mein Vaterland ist.“ Er verwirft des Vaters Voraussetzung, daß er sein Vaterland nur deshalb liebe, weil es durch Werke der Kunst, durch Helden, Staatsmänner und Weise verherrlicht sei; denn Rom und Agypten seien auch mit Früchten und schönen Werken der Kunst ausgezeichnet und noch mehr als Deutschland gesegnet. Er bleibt dabei: „Ich liebe mein Vaterland, weil es mein Vaterland ist.“

Das war eine Gesinnung, die im Lauf der Jahre immer allgemeiner wurde. Sie war eine notwendige Voraussetzung für den Freiheitskampf; denn ein Mensch, der sagt: „Wo es mir gut geht, da ist mein Vaterland“, wird nie zu Opfern bereit sein. Das Volksbewußtsein und die Vaterlandsiebe wuchsen von Jahr zu Jahr immer mehr und wurden zu einer gewaltigen Kraft, die sich nach Betätigung sehnte.

